

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 1

Artikel: Erinnerung an einen Sommertag
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ERINNERUNG AN EINEN SOMMERTAG

Während der verregneten und kühlen Tage des diesjährigen Vorsommers, dachte man gerne an jene gesegneten Jahre zurück, die uns mit Sonnenschein und Wärme überschütteten. Ich erinnere mich an einen strahlend blauen Morgen in der Heuzeit. Ich hatte just eine Woche Ferien und war nicht gesonnen, sie zu vertrödeln. So holte ich denn gleich am Montag in aller Herrgottsfrühe mein Velo aus dem Schöpflein hervor, schnallte Rucksack und Rock auf dem Träger fest und fuhr zum Dorfe, in welchem ich lebe, hinaus mit der Absicht, meinem Malerfreunde in Höngg wieder einmal einen Besuch zu machen.

Zur Linken hatte ich den Jura mit seinem Tannenwaldblau, seinen samtgrünen Matten und hellen, schier possierlichen Felsen. Zur Rechten lag breit und behaglich wie eine wiederkäuende Kuh das Aaretal. Alles glänzte, war frisch und neu wie am ersten Schöpfungstag. Es war mir wohl ums Herz.

Nach einer halben Stunde war ich schon in Solothurn. Ich musste, weil die Strassen vom Marktreiben verstopft waren, vom Rade absteigen und uns beide, es und mich, langsam durch den dichten Menschenstrom nach dem Baseltor hinüberbugsieren.

Dann aber ging's geschwind und lustig weiter. Bald war das Attisholz erreicht. Es duftete von Tannenharz. Ich atmete tief und fuhr freihändig; denn ich begegnete vorerst niemandem als einem Hasen, welcher unbesorgt dahergehopelt kam und sich seitwärts in die Büsche schlug, als er mir nicht mehr traute.

Nun aber tauchte unversehens ein anderer Radfahrer neben mir auf. Er wünschte mir einen guten Tag. Ich ihm auch. Danach fuhren wir eine Weile schweigend nebeneinander. Plötzlich begann der andere eifrig zu treten und ich, aus purer Nachäfferei, tat das gleiche. Ich begann bald zu schwit-

zen und musste gehörig schnaufen. Dadurch kam mir der Verstand zurück und ich dachte: Blas du mir! — und liess den andern fahren. Als er es merkte, wartete er auf mich.

«Sie fahren mir zu schnell», sagte ich. «Ich bin kein Rennfahrer. Ausserdem hab ich's auch nicht eilig.»

«Rennfahrer?» sagte er spöttisch. «Haben Sie eine Ahnung! Ich bin nämlich Amateur. Das, was wir soeben gemacht haben, ist gar nichts. So fahren Gvätterlischüler.»

«Meinetwegen», sagte ich. «Mir ist es trotzdem zu schnell.» Von nun an stand sein Mundwerk nicht mehr still. Ich merkte bald, dass ich da einen ausgekochten Aufschneider neben mir hatte, einen Plagör, wie es viele gibt. Ich wurde einsilbig, sagte beinahe nichts mehr als so und ja und nein, und wünschte den unerfreulichen Mitfahrer zum Teufel.

Gottlob schwenkte er denn auch bald in ein Nebengässchen ein, um seinen Geschäften nachzugehen. Er sei Hühnerhändler, hatte er mir gesagt. «Adiö!» rief ich ihm nach und war herzlich froh, den Schnörri loszusein.

Die Bauerndörfer, durch welche ich hindurchfuhr, waren wie ausgestorben. Nur hin und wieder sah man ein altes, gebrechliches Mütterchen oder einen Urgrossvater, der an seinem Pfeifchen süggelte, an der Sonne höckeln. Sobald man aber aus diesen Dörfern wieder heraus war, wusste man, wo die Leute sich aufhielten. Auf den Wiesen waren sie. Alles, was gesunde Arme und Beine hatte, half heuen. Schön und herzkraftigend war der Anblick. Bauern arbeiten zu sehen ist etwas ganz anderes, als Fabrikler. Beim Betrachten der Bauernarbeit spürt man Weite und Grösse, und den Segen, der aus der Erde kommt. Manchmal scheint es mir, der Bauer sei heutzutage der einzige, welcher mit dem Gottgewollten und Uralten noch verbunden ist und festen Boden unter den Füssen hat. Der einzige auch, der am Sinn seiner Arbeit nicht zu zweifeln braucht, obschon nun auch er der Scholle mehr und mehr davonläuft.

Wir — wir andern befinden uns leider irgendwie in einer Leere oder doch in einem Raume, der unübersichtlich ist, und wir wissen nicht, wie wir es anfangen sollen, um wieder einen Weg vor uns zu sehen. Wir kleben vielmehr wie Fliegen am Leimpapier, von dem wir nun, wir können zappeln soviel wir wollen, nicht mehr loskommen.

Irre ich mich? Dann bitte ich um Entschuldigung. Ich weiss, es gibt Leute, die uns von einer

kommenden zauberhaften Zeit sprechen. Nur vermag ich, aus vielerlei Gründen, nicht so recht daran zu glauben.

All diese ein wenig krausen und spitzfindigen Dinge gehen mir freilich erst jetzt beim Schreiben durch den Kopf? Damals, auf meiner Fahrt ins Grüne und Blaue, empfand ich nur Leichtes und Fröhlich-Freies. Denn die Landschaft wurde immer noch schöner. Graue Burgen kamen zum Vorschein, krönten Felsköpfe und machten die Gegend romantisch. Man konnte an den Dichter Eichendorff denken und an den Maler Schwind, den Schubertfreund. Posthornbläser und felleisenbepackte Wanderburschen liessen sich mit Leichtigkeit in dieses Bild hineinträumen. Selbst die vorübersausenden Autos vermochten es nicht zu stören.

Die Sonne stieg allmählich zum Zenit hinauf und mein Magen meldete, er habe Hunger. An einem Waldrand stieg ich ab, legte mich rücklings auf den weichen, trockenen Boden, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und machte vorerst ein Nickerchen. Dann wurde zu Mittag gegessen. Meine Frau hatte mir allerlei Schmackhaftes eingepackt, auch Tranksame war vorhanden, und so fehlte mir nichts zu einem Schlaraffenkönig.

In Aarau hatte ich einer vornehmen Bekanntschaft meiner Frau einen Gruss zu überbringen. Eigentlich war es mir ein wenig zuwider. Aber ich hatte es ihr bei meiner Ehre versprochen, und man weiss ja, wie unangenehm Frauen werden können, wenn man nicht tut, was sie wollen. Die Leute waren übrigens nett; nein, reizend waren sie! Ausserdem vermag mich ein Salon längst nicht mehr aus der Fassung zu bringen, obgleich ich zu Hause keinen habe.

Die Herrschaften machten mir dann den Vorschlag, mein Rad der Eisenbahn zu übergeben und mich selbst zu einer Spazierfahrt in ihren Wagen zu setzen. Gerne! Ein Mensch meiner Sorte wird nicht oft zu einer Autofahrt eingeladen. Auch meine Beine hatten nichts dagegen. Sie erklärten: ein bisschen Bequemlichkeit nach dem vielen Strampeln kann uns nur gut tun.

Nach dem Tee fuhren wir los. Ich hatte mich ganz der schönen jungen Frau zu widmen und gab mir Mühe, sie nett zu unterhalten. Ich zog alle Register wie ein Orgelkünstler. Und es lohnte sich. Ich glaube, sie verliebte sich sogar ein wenig in mich. Aber es ist natürlich auch möglich, dass ich mir das einfach einbilde, weil hübsche Frauen mich ohnehin leicht aus dem Häuschen bringen.

Ungefähr eine Stunde später waren wir in dem alten Reussstädtchen Bremgarten. Hier nahm ich Abschied von meinen neuen Freunden, die nach Luzern wollten. Ich bestieg einen Wagen der Dietikon-Bremgartenbahn, um ins Limmattal hinüber zu fahren. Die Abendsonne beglänzte die Landschaft, tauchte sie in glitzernden Schimmer von Smaragdgrün und Gold. Das Abendlied von Gottfried Keller kam mir in den Sinn. Und weil ich allein war, sagte ich es leise vor mir her; nicht das ganze Gedicht, aber die Verse, die ich aus meiner Schulzeit noch wusste.

In Dietikon nahm ich mein Rad in Empfang wie einen guten Kameraden und fuhr durch die Dämmerung Zürich zu, das eben dabei war, seine tausend und tausend Lichter anzuzünden.

Erlebnisbericht von Hans Rhomer

S I E W A R M E I N E F R A U

Es war auf einem holländischen Passagierdampfer.

In den langen Nachtwachen begannen meine aussergewöhnlichen Beziehungen zu Gerson. Wenn wir stundenlang in lauen Passatnächten auf der Brücke standen, erzählten wir uns Dinge, die uns einander näherbrachten. Niemals sprach Gerson von seiner Vergangenheit.

«Was früher war, ist erledigt», sagte er immer. «Ich bin für alle gestorben, die mich früher kannten.»

Ich liess es auch dabei bewenden. Auf See gilt der Mann und was er leistet und ob er ein guter Kamerad ist. Wer fragt nach dem Vorher.

Wir fuhren von Rotterdam nach Südamerika. Unter den Passagieren der ersten Klasse fiel mir eine elegante Frau auf, die mit ihrem Mann, einem Legationsrat und mit ihrem zwölfjährigen Knaben